



CATE TIERNAN

IMMORTAL BELOVED

ERSEHNT

 Loewe

*Für Nina und Piera, die mich mit ihren Ideen
inspiriert haben. Danke für eure Hilfe!*

Cate Tiernan

IMMORTAL BELOVED
ERSEHNT

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Simone Wiemken

ISBN 978-3-7855-7344-0
aus dem Amerikanischen übersetzt von Simone Wiemken
Hardcover mit Spotlack, Schutzumschlag und Leseband,
15,0 x 22,0 cm, 400 Seiten, ab 13 Jahren
Januar 2012
EUR 17,95 (D), EUR 18,50 (A), CHF 25,90
ISBN 978-3-7855-7344-0

© 2011 by Gabrielle Charbonnet
© für die deutsche Ausgabe 2012 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

www.loewe-verlag.de



2



Ich glaube, River hat dieses Anwesen mit den verschiedenen Gebäuden und ungefähr fünfundzwanzig Hektar Land um 1904 gekauft. Wie die meisten Unsterblichen hatte sie sich unter einem bestimmten Namen niedergelassen, dann so getan, als würde sie sterben, und war als ihre eigene lange verschollene Tochter wieder aufgetaucht, um ihr Erbe zu beanspruchen. Alle Unsterblichen haben einen Haufen verschiedener Identitäten, Vergangenheiten, Pässe und so weiter. Wir haben ein Netzwerk hervorragender Fälscher und natürlich hat jeder seinen Favoriten, wie andere Leute ihren Lieblingsdesigner oder -friseur haben. Aber ich vermisse die Zeiten, in denen es noch keine Passfotos und Sozialversicherungsnummern gab. Heutzutage ist es echt schwierig, von einem Land zum anderen zu ziehen und sich immer wieder neu zu erfinden.

Mein Zimmer befand sich wie alle anderen im ersten Stock. Die Räume waren ziemlich spartanisch eingerichtet, nur ein Bett, ein Waschbecken und ein paar andere Dinge. Ich hatte gerade ein paar frisch gewaschene Sachen in meinen kleinen Schrank gestopft, als ich die Glocke fürs Abendessen hörte. Wie Tiere zur Futterzeit verließen wir alle unsere Zimmer

und strömten nach unten. Auf dem Flur begrüßte ich meine Mitschülerin Rachel, die ursprünglich aus Mexiko kam und ungefähr dreihundertzwanzig Jahre alt war, und den Japaner Daisuke, der zweihundertfünfundfünfzig war. Jess, der erst hundertdreiundsiebzig Jahre auf dem Buckel hatte, aber viel älter aussah, nickte Reyn steif zu, als der gerade seine Zimmertür zuzog. Ich versuchte, mir nicht vorzustellen, wie Reyn dort schlief, dort in seinem Bett lag ...

In dem großen, schlichten Esszimmer war der Tisch für zwölf Personen gedeckt. Auf der Anrichte aus Eichenholz standen die dampfenden Schüsseln, die auch in dem großen vergoldeten Spiegel an der anderen Wand zu sehen waren. Als ich mich hinter Charles, einem weiteren Schüler, einreichte, erhaschte ich im Spiegel einen Blick auf mich. Bevor ich herkam, hatte ich mich gestylt wie ein Goth aus den 90er-Jahren, mit stacheligen schwarzen Haaren, dickem Augen-Make-up und so leichenblass wie ein Junkie. Total ironisch fand ich, dass ich jetzt ganz anders aussah als die letzten dreihundert Jahre – weil ich aussah wie ich selbst. Meine Haare waren von Natur aus weißblond, wie es bei meinem isländischen Clan üblich war. Mein ausgezehrt Gesicht und mein dürrer Körper hatten etwas an Rundungen zugelegt und sahen jetzt gesünder aus. Ohne die farbigen Kontaktlinsen hatten meine Augen ihre dunkle, fast schwarze Originalfarbe. Ob ich jemals nicht mehr überrascht sein würde, wenn ich mich selbst sah?

Ich nahm einen Teller und stellte mich in die Schlange. Eine weitere Veränderung war meine Ernährung. Anfangs hatte ich bei dem einfachen Essen, das überwiegend aus unseren

eigenen Gärten kam, das Gefühl gehabt, ich würde daran ersticken. Kein Mensch kann unbegrenzt Ballaststoffe in sich reinstopfen. Aber jetzt hatte ich mich daran gewöhnt – daran gewöhnt, das Grünzeug zu pflücken, auszugraben, zuzubereiten und zu essen, wann immer ich damit an der Reihe war, eines dieser Dinge zu tun. Natürlich hätte ich immer noch alles für eine Flasche Champagner und einen schön weichen Schokoladenkuchen gegeben, aber zumindest kreischte ich nicht mehr innerlich, wenn sie mir Grünkohl vorsetzten.

»Hallo allerseits«, sagte jemand und Solis (Lehrer) kam aus der Küche. Ich hatte gehört, dass er ursprünglich aus England stammte, aber wie die meisten von uns hatte er keinen erkennbaren Akzent. Brynne hatte mir erzählt, dass er ungefähr vierhundertdreizehn war, aber er sah aus wie Mitte oder Ende zwanzig. Asher, der am Ende des Tisches saß, war der vierte Lehrer und Rivers Partner – verheiratet waren sie aber wohl nicht. Er war ursprünglich Grieche und gehörte zu den Älteren, was bedeutete, dass er mit seinen sechshundertsechsdreißig Jahren aussah wie Anfang dreißig. Die drei und River gaben ihr Bestes, uns alles über Kräuter und Kristalle, Öle und Essenzen, Zauberei und Magie, Sterne, Runen, Verwünschungen, Metalle, Pflanzen, Tiere und so weiter beizubringen. Im Grunde also über jedes verdammte Ding auf der Erde. Denn es war alles miteinander verbunden – mit uns, der Magie, der Kraft. Ich nahm erst seit fünf Wochen Unterricht und mein Kopf stand jetzt schon kurz vor dem Explodieren. Und das, obwohl ich – was mein Lernlevel betraf – sozusagen noch mit Bauklötzen im Kindergarten spielte.

»Solis!«, sagte Brynne und schwenkte zur Begrüßung ihre Gabel. Wie gewöhnlich trug sie eine farbenfrohe Kombination aus Kopftuch, Schal, Pullover, Overall und Arbeitsstiefeln. Ihrer großen, schlanken Modelfigur stand das Outfit perfekt. Sie war zweihundertvier und die Tochter (eines von elf Kindern!) eines amerikanischen Ex-Sklavenhalters und einer Ex-Sklavin.

Ich stieg vorsichtig über die lange Bank am Esstisch, um Lorenz nicht mit meinen knöchelhohen Chucks ins Kreuz zu treten. Ich hasste diese Bänke. Stühle. Was sprach denn gegen Stühle? River hatte irgendwo einen Kasten für »Ideen« aufgestellt, damit wir nützliche Vorschläge machen konnten. Ich hätte da so einige Ideen.

»Du bist wieder da!«, sagte Anne und küsste Solis erst auf die eine und dann auf die andere Wange.

Solis lächelte, was ihn mehr denn je aussehen ließ wie einen kalifornischen Surfertypen. Das dunkelblonde Haar umlockte seinen Kopf wie ein unordentlicher Heiligenschein und irgendwie hatten seine Bartstoppeln immer genau die richtige Länge – nie zu kurz oder zu lang.

Es folgte ein Chor aus Willkommensgrüßen und auch River küsste ihn zur Begrüßung.

Ich hielt den Kopf gesenkt und mampfte mich durch ... Himmel, was war das? Kürbisauflauf? Wer dachte sich denn so was aus? Und *wieso*?

»Nastasja?« Solis' Stimme ließ mich aufschauen, den Mund voll Mus, das ich einfach nicht schlucken konnte, weil ich fürchtete, dass mein Magen mich dann ewig hassen und zukünftig sogar gutes Essen verweigern würde.

»Mmh«, machte ich und würgte den Brei mit Mühe runter. Tut mir leid, Magen. »Hi.«

»Wie geht's dir?«

Puh, was für eine Frage. Als er mich das letzte Mal gesehen hatte, hatte Nell gerade herumgekreischt, dass sie mich und Reyn beim Rummachen erwischt hätte.

Nell hatte Reyn geliebt. Jahrelang. Verzweifelt. Und er, der gefühllose Klotz, hatte es nicht gemerkt. Und dann waren Reyn und ich gewissermaßen – explodiert. Und das hatte Nell verrückt gemacht. Oder verrückter. Ich musste mir einreden, dass sie schon mit einem Arm in der Zwangsjacke gesteckt hatte, bevor ich nach River's Edge kam.

Auf jeden Fall hatte Solis Nell zu einer Art Irrenanstalt für Unsterbliche begleitet. Doch jetzt war er wieder da und das brachte diesen ganzen grauenvollen und total peinlichen Zwischenfall wieder an die Oberfläche.

»Mir geht's gut«, murmelte ich und trank etwas Wasser. Verstand ich schon genug von Zauberei, um es in Wein zu verwandeln? Oder noch besser in Gin? Vermutlich nicht.

»Freut mich«, sagte er und schüttelte seine Serviette auf.

»Solis«, sagte Charles. Mit den leuchtend roten Haaren, den grünen Augen, den Sommersprossen und dem fröhlichen, runden Gesicht fiel es ihm schwer, eine ernste Miene zu machen, aber er gab sein Bestes. »Wie geht es Nell?«

Ja, sprich es aus, Chuck. Tu dir keinen Zwang an. Wir blicken den Dingen ins Auge hier. Wir haben keine Angst vor unseren Gefühlen –

»Nicht gut«, sagte Solis und schenkte sich Wasser ein. »Sie ist vollkommen verrückt geworden. Aber in Louissettes fähi-

gen Händen und mit den Heilern, die sie dort haben, wird sie wohl wieder gesund werden. Irgendwann.«

Charles schüttelte den Kopf – was für eine Schande, so ein nettes Mädchen –, dann aß er weiter.

»Meine Tante Louisette hat schon Menschen geheilt, denen es viel schlechter ging als Nell«, sagte River. »Nell weiß, dass wir ihr unsere guten Gedanken und Wünsche senden.«

Ich konnte es nicht lassen, schnell zu Reyn zu sehen. Sein Gesicht war ausdruckslos und sein Kiefer verkrampft. Er schob den Auflauf auf dem Teller herum, ohne etwas davon zu essen. Ich fragte mich, ob er sich wohl verantwortlich fühlte, weil er nicht gemerkt hatte, wie Nell sich nach ihm verzehrte. Wenn es so war, ließ er es sich nicht anmerken.

»Also, ihr Lieben. Ihr wisst es sicher«, sagte River. »Morgen ist Silvester. Es ist kaum zu fassen, dass schon wieder ein Jahr vorüber ist! Wir bilden morgen Nacht wie jedes Jahr einen besonderen Zirkel. Ich hoffe, dass ihr alle dabei seid – ich würde das neue Jahr gern mit euch zusammen begrüßen.«

Da gingen sie hin, meine Pläne, nach New York zu fliegen und mich am Times Square volllaufen zu lassen.

Ja, ich weiß, guter Scherz. Es war zwar ungewöhnlich für mich, aber ich wollte hier gar nicht weg, um mich mit Fremden zu betrinken und von Lichtern, Lärm und Chaos umgeben zu sein. Lichter, Lärm und Chaos waren das ganze letzte Jahrhundert meine ständigen Begleiter gewesen – wahrscheinlich waren sie ohne mich ziemlich einsam.

Aber vielleicht hatten sie auch gar nicht gemerkt, dass ich weg war. Vielleicht amüsierten sich gerade meine Freunde

Innocencio, Boz, Katy, Cicely und Stratton mit ihnen. Ich hatte so lange mit denselben Leuten abgehangen, dass ich gar nicht gemerkt hatte, wie nutzlos wir alle geworden waren. Ich hatte auch nicht mitbekommen, wie Innocencio das Zaubern gelernt und an den magischen Kräften gearbeitet hatte, über die jeder Unsterbliche in gewissem Maß verfügt. Und dann hatte Incy eines Abends seine Magie dazu verwendet, einem Taxifahrer, der uns blöd gekommen war, das Rückgrat zu brechen. Er hat ihm tatsächlich die Wirbelsäule gebrochen und ihn damit für den Rest seines Lebens gelähmt. Und obwohl er ein normaler Mensch gewesen und »der Rest seines Lebens« nicht mehr sehr lang war, war sein Leben doch von einer Sekunde auf die andere zerstört worden, nur aus einer Laune heraus. Dieser Zwischenfall hatte mir die Augen geöffnet. Um es gelinde auszudrücken.

Ich seufzte, schob meinen Teller weg und wünschte, ich hätte einen Käsekuchen in meinem Zimmer versteckt. Mini-Kühlschränke in den Zimmern. Ein weiterer sinnvoller Vorschlag für Rivers Zettelkasten.

Nach dem Essen sah ich auf den Plan mit den abendlichen Pflichten und hatte wie durch ein Wunder keinen Unterricht, keine Pflichten, gar nichts zu tun. Das passierte nur ein- oder zweimal pro Woche. Jippieh! Ich ging nach oben, nahm ein heißes Bad und rollte mich mit einem Buch über irische Kräuterheilkunde auf meinem schmalen Bett zusammen. Ja, ich weiß, ich kann nichts dagegen tun: Ich bin das totale Partygirl.

Schon bald war ich in die Wunder und Freuden von Augentrost, Mutterkraut, Schlüsselblume und Löwenzahn ver-

tieft. Natürlich bin ich lange vor der Zeit der chemischen Arzneimittel geboren worden und Pflanzen waren die Hauptbestandteile unserer Hausmittelchen gewesen, ebenso wie Hirschblut, Spinnweben und Ähnliches. Aber die Wirkung der verschiedenen Pflanzen änderte sich, wenn man sie zu magischen Zwecken verwendete. Ich hatte noch so viel zu lernen!

Es war faszinierender Stoff und ich musste erst zwei- oder dreimal einnicken, bevor ich es aufgab und meinen Augen erlaubte, geschlossen zu bleiben. Ich war noch nicht ganz eingeschlafen – ich konnte durch meine geschlossenen Lider noch das Licht der Leselampe spüren und war mir vage meines kleinen Zimmers und der Dunkelheit draußen bewusst. Aber dann driftete ich davon, träumte und wachte in einem Wald auf. Vor ein paar Hundert Jahren standen überall Wälder, und um von Punkt A nach Punkt »Irgendwo Anders« zu kommen, musste man fast immer durch einen Wald gehen. Ich steh da nicht drauf. Gelegentlich mal ein Baum, klar. Ein Wäldchen, durch das man hindurchsehen kann, kein Problem. Aber keine Wälder. Die sind dunkel, die scheinen kein Ende zu nehmen, man kann sich unheimlich leicht darin verlaufen und sie sind voll von Geräuschen und flatternden Dingen und Ästen, die hinter einem knacken. Meiner Erfahrung nach meidet man sie am besten.

Aber hier war ich nun. Ich fühlte mich an wie ich, konnte mich gleichzeitig aber selbst sehen, so wie das in Träumen manchmal ist. Ich sah wieder aus wie vor River, mit schwarzen Haaren, schwarz geschminkten Augen und superdünn und blass. Das war jahrelang normal für mich gewesen.

Rückblickend muss ich sagen, dass ich ausgesehen habe wie Edward mit den Scherenhänden, nur ohne die Scheren. Ich bekam sofort Angst und fühlte mich verloren, lief um Bäume herum und zwängte mich durch dichtes Gestrüpp, das mich ausbremste. Mein Gesicht und meine Arme waren zerkratzt und brannten. Auf dem Boden lagen dicke Schichten von altem Laub und es fühlte sich an, als liefе ich auf dem Mond.

Ich war verstört, wurde immer verstörter und suchte nach etwas. Ich wusste nicht, nach was. Ich wusste nur, dass ich es irgendwie finden musste und mir die Zeit davonlief. Ich hasste es, in diesem Wald zu sein, und versuchte, schneller zu laufen, was aber nur dazu führte, dass ich noch mehr zerkratzt wurde. Ich hatte längst die Hoffnung aufgegeben, jemals dorthin zurückzufinden, von wo ich losgegangen war. Ich rechnete auch nicht mehr damit, jemals wieder herauszukommen, aber es drängte mich vorwärts, suchend, und meine Angst und Anspannung wuchsen bei jedem Schritt.

Das Licht verblasste, die Zeit verging und als die Nacht hereinbrach, überfiel mich eine böse Vorahnung. Ich war den Tränen nahe und ziemlich hysterisch – ich sehnte mich verzweifelt nach einem Feuer, einem Freund, Hilfe. Aber ich konnte auch nicht stehen bleiben – etwas Schlimmes würde passieren, wenn ich stehen blieb. Und dann – da, links von mir! Es sah aus wie – es war ein Feuer! Ich eilte auf das Licht zu. Der anheimelnde Geruch des Holzrauchs zog mir durch die Bäume entgegen. Ich hörte eine Stimme. War das ... Gesang? Es war Gesang. Ich zwängte mich durch ein paar stachlige Zweige und landete auf einer kleinen Lichtung, wo ein Feuer in einem Steinkreis wild flackerte.

»Nas.« Mein Kopf fuhr hoch, als ich die Stimme hörte. Es war die von Innocencio, meinem besten Freund der letzten hundert Jahre, der aus dem Dunkel des Waldes hervorkam.

»Incy! Was machst du hier?«

Er lächelte und sah überirdisch gut aus. Seine Augen waren so dunkel, dass sich die Flammen darin spiegelten. Ich starrte ihn an und war alarmiert, streckte aber trotzdem die Hände dem wärmenden Feuer entgegen.

»Ich habe auf dich gewartet, Darling«, sagte Incy mit einer Stimme, die so verführerisch war wie süßer Wein. »Komm, setz dich und wärm dich auf.« Er deutete auf einen großen umgestürzten Baumstamm am Rand der Lichtung. Ich wollte nicht – in mir schrie alles *Lauf!* Aber meine Füße trugen mich zum Baumstamm und ich setzte mich hin. Ich wollte nicht hier sein, hier bei ihm, aber das Feuer war so anheimelnd, so tröstlich.

»Du warst zu lange fort, Nasty«, sagte Incy. »Ich habe dich so vermisst. Das haben wir alle.« Immer noch lächelnd deutete er um sich und in der Hoffnung auf meine alte Truppe ließ ich den Blick suchend umherschweifen. Aber außer mir und Incy war niemand da und ich wollte gerade fragen, wieso.

Dann sah ich es. Das Feuer ... da war ein Schädel im Feuer, mit verschmorten Fleischfetzen, schwarz verbrannt und fast von den Flammen verzehrt. Mein Mund öffnete sich zu einem entsetzten Japsen. Das Feuer war voller *Knochen*, es bestand aus Knochen. Ich wusste im Bruchteil einer Sekunde, dass es Boz und Katy waren – vielleicht auch Stratton und Cicely. Incy hatte sie alle umgebracht und verbrannte ihre

Körper. Ich sprang auf, aber wieder lächelte Incy mich an: Er hatte mich. Es gab keine Fluchtmöglichkeit. Plötzlich spürte ich den widerlichen, beißenden Gestank von brennendem Haar und Fleisch in Nase und Mund. Ich hatte das Gefühl zu ersticken und fing an zu würgen. Ich konnte nicht atmen. Ich versuchte zu schreien, brachte aber keinen Ton heraus. Ich wollte rennen, aber meine Füße waren buchstäblich angewurzelt – dicke rankende Wurzeln bedeckten sie, hielten mich fest und begannen, an meinen Beinen hochzuwachsen.

Klopf, klopf.

Ich würgte wieder und im nächsten Moment fuhr ich hoch und riss die Augen auf. Ich keuchte. Mein Blick war wild und mein Körper mit kaltem Schweiß bedeckt – in meinem Zimmer in River's Edge.

Klopf, klopf.

Meine Hände waren zu Klauen verkrallt, meine Atmung gehetzt. Ich versuchte, mich zusammenzureißen. Ich spürte Reyns Energie vor meiner Tür und war innerhalb von einer Sekunde auf den Beinen.

Ich holte ein paar Mal tief Luft, um mich zu beruhigen. »Was willst du?«, rief ich durch die Tür und bemühte mich, normal zu klingen. Ich fühlte mich, als wäre ich gerade von einer Brücke gesprungen, und lehnte mich zittrig gegen die Tür. Ich warf einen Blick auf meinen Wecker – es war fast zehn. Die meisten anderen waren inzwischen in ihren Zimmern und viele von ihnen schliefen schon. Unsere Tage begannen gottlos früh.

»Mach die Tür auf«, kam es halblaut von Reyn.

»Warum?«

»Mach sie einfach auf.« Er klang jetzt schon genervt. Allmählich hatte ich es super drauf, ihn zu reizen.

Aber ich hatte keine *Angst* vor ihm, und um das zu beweisen, öffnete ich die Tür und verschränkte die Arme. Und natürlich wurde mir genau da bewusst, dass ich mir die Haare nach dem Baden nicht gekämmt hatte und außerdem noch mit nassen Haaren eingeschlafen war. Vermutlich standen sie jetzt in einem wirren Haufen an einer Seite meines Kopfes ab. Verbunden mit meinem ungeschminkten Gesicht, den Kissenfalten auf der Wange und den überaus weiblichen Stricksocken, der langen Unterhose, dem Schal und einer Strickjacke gab ich garantiert ein Bild ab, wie es so noch keiner gesehen hatte.

Reyn neigte den Kopf zur Seite und sah mich an. »Bist du okay?«, fragte er. »Du siehst ...«

»Hast du mich deswegen geweckt?«, unterbrach ich ihn. »Um einen Spruch über mein *Aussehen* abzulassen?« Es war eine echte Erleichterung, dieses sinnlose Gezicke mit dem Wikingergott. Auf jeden Fall um Längen besser als zuzusehen, wie der ehemalige beste Freund alle anderen Freunde im Wald verbrannte.

»Komm mit«, sagte Reyn. »Ich will dir was zeigen.«

Ehrlich gesagt hatte ich etwas Originelleres erwartet. »Echt?«, fragte ich spitz. »Das ist es? Das ist alles, was dir eingefallen ist?«

Er runzelte die Stirn, was ihn natürlich noch besser aussehen ließ. Reyn war kein hübscher Junge; sein Gesicht war eckig, der Kiefer kantig, der Mund hart. Seine Nase war ein bisschen krumm und hatte einen kleinen Höcker, wo sie wer

weiß wie oft gebrochen war. Und er hatte sich genauso in Schale geworfen, um mich zu beeindrucken, wie ich: Jeans, an denen noch Heuhalm hing, seine verkratzten Arbeitstiefel, ein Flanellhemd, das so abgetragen war, dass der Kragen schon fast von selbst abfiel.

Ich hätte ihn am liebsten bei lebendigem Leib aufgefressen.

Okay, vergessen wir das. Verzögerter Schock.

»Ich meine es ernst«, sagte er und sah tatsächlich so ernst aus, wie man nur aussehen konnte. »Da ist etwas im Stall, das du sehen solltest.«

Meine Augen wurden groß. »Machst du *Witze?*«

Er seufzte ungeduldig. »Das ist kein Trick. Ich dachte, du würdest es gern sehen. Und es ist zufällig im Stall.«

Es war im Stall gewesen, wo wir uns das erste Mal geküsst hatten, wo sein Mund und seine Hände Nervenenden bei mir geweckt hatten, die ich längst für tot erklärt hatte. Jedes Mal, wenn ich daran dachte, an seine harten Muskeln, sein Drängen, musste ich ein hörbares Wimmern unterdrücken.

Im Stall war uns auch bewusst geworden, dass wir eine grausige Vergangenheit teilten: Sein Vater, der Anführer des blutrünstigen Wikingerclans, hatte die Burg meines Vaters gestürmt. Sie hatten alle außer mir getötet – ich war vom toten Körper meiner Mutter verdeckt gewesen. Zuvor aber, kurz bevor sie selber getötet wurde, hatte meine Mutter Reyns Bruder mit ihrer Magie lebendig gehäutet und mein älterer Bruder hatte seinem Bruder den Kopf abgeschlagen. Und als sein Vater und einige andere später versuchten, das Amulett meiner Mutter zu benutzen, waren sie in Flammen

aufgegangen. Reyn hatte mit angesehen, wie sie neben ihm zu Asche verbrannten.

Anne hatte mir erzählt, dass er schon fast dreihundert Jahre daran arbeitete, seine Berserker-Vergangenheit zu überwinden. Ich nahm an, dass mehr dazu gehörte, als hundertmal »Ich werde keine Dörfer mehr niederbrennen« an die Tafel zu schreiben.

Und er und ich hatten geknutscht wie liebestolle Kids von der Highschool.

Er seufzte wieder: Ich war eine solche Nervensäge. Dann sagte er: »Bitte.«

Oh, er benutzte fiese Tricks.

Ich stieß ebenfalls einen betont genervten Seufzer aus und zog Jeans über meine lange Unterhose. Ich sparte mir die Mühe, meine Turnschuhe zuzubinden, und wickelte mir nur den Schal enger um den Hals, als ich Reyn nach unten in die leere Halle folgte. Ehrlich gesagt war ich ganz froh, eine Weile aus dem Zimmer zu kommen, in dem ich immer noch einen Hauch von verbranntem Fleisch zu riechen glaubte.

Draußen war es feuchtkalt und meine Nase verwandelte sich in Eis. Ich hasste es, wie dunkel es hier war. Seit ich das erste Mal eine Stadt erreichen konnte, hatte ich immer in Städten gelebt. Doch hier waren wir schon nach zehn Metern von einer samtigen Schwärze umgeben, die sich über mich legte wie ein erstickender Vorhang. Ich rückte unauffällig näher an Reyn heran, denn irgendwie wusste ich, dass er mich trotz allem vor Trollen oder Landhaien oder tödlichen Ex-Freunden oder allem anderen beschützen würde, das nachts sein Unwesen trieb. Als wir endlich den Stall er-

reichten, hechtete ich förmlich durch die Tür und in die relative Wärme der nach Heu duftenden Luft.

Drinne war es halbdunkel und still, nur gelegentlich bewegte sich ein Pferd in der Box. Es gab zehn Boxen, aber nur sechs waren mit Rivers Pferden belegt. Die Pferde zu putzen und ihre Ställe auszumisten, gehörte zu den Aufgaben, die ich am meisten verabscheute. Das hatte verschiedene Gründe.

Am Ende der Stallgasse blieb Reyn stehen. Die Boxentür war offen und er bedeutete mir hineinzugehen. Ich zögerte – wollte er mich da ins Stroh werfen? Ich hasste die Tatsache, dass ich für den Bruchteil einer Sekunde ein so brennendes Verlangen verspürte, dass meine Finger kribbelten. Trotzdem wusste ich nicht, wie ich reagieren sollte.

Dann hörte ich die leisen Geräusche.

Ich hob eine Braue und reckte den Kopf durch die offene Tür ... Da sah ich River im Heu sitzen. Sie blickte zu mir auf, lächelte und legte einen Finger an die Lippen.

Molly, einer der Farmhunde, lag zusammengerollt im Heu und knurrte kurz. River sagte etwas Beruhigendes zu ihr.

Ich entdeckte einen, zwei ... sechs kleine Wesen, die sich an Molly drängten. Welpen. Ich kniete mich neben River. Ich bin kein großer Hundefreund. Oder Katzenfreund. Oder Haustierfreund. Haustiere brauchen Pflege und verlangen, dass man an etwas anderes denkt als an sich selbst, und das habe ich schon vor Jahren aufgegeben.

Und dennoch. Sogar ich wurde ein bisschen weich angesichts dieser dicken Welpen mit den geschlossenen Augen und Ohren und dem Flausch auf den kleinen Schnauzen.

»Das hat Molly richtig gut gemacht«, sagte River und streichelte den Kopf der Hündin. Molly schloss die Augen; den Großteil der Arbeit hatte sie hinter sich.

»Die Welpen sehen gut aus«, bemerkte Reyn. Ich hatte fast vergessen, dass er da war.

»Ja«, bestätigte River. »Wir haben sie von einem Deutsch Kurzhaar decken lassen. Aber ... diesen hier kann ich mir nicht erklären.« Sie zeigte auf den kleinsten Welpen, der darum kämpfte, unter einem größeren, kräftigeren Geschwisterchen hervorzukriechen. River zog ihn sanft unter dem Großen hervor und legte ihn ans Ende der Milchbar, wo er nicht zerquetscht werden würde.

Fünf Welpen sahen aus wie Miniatur-Mollys – einfarbig braune Köpfe, hellgraue Körper mit einem Hauch der braunen Punkte, die sie später bekommen würden. Aber der Kleine erweckte den Eindruck, er käme aus einem ganz anderen Wurf. Vielleicht sogar einer anderen Tierart. Er war dünn und langbeinig statt süß und knuddelig und ungefähr halb so groß wie der größte Welpen. Er war fast vollkommen weiß und hatte unregelmäßig verteilte rotbraune Flecke, die aussahen, als hätte jemand ein Glas Wein über ihm verschüttet.

»Das ist der Mickerling des Wurfs«, sagte Reyn. »Ist er missgebildet? Vielleicht eine Gaumenspalte?«

»Nicht, soweit ich sehe«, sagte River. »Armes kleines Mädchen. Es sieht so aus, als hätten nur die anderen in der Gebärmutter all die guten Sachen bekommen.« Sie streichelte den kleinen Welpen vorsichtig mit einem Finger. »Ist es nicht ein Wunder?«, murmelte sie. »Ich bin immer wieder über-

wältigt und staune jedes Mal aufs Neue über das Wunder des Lebens.« Sie wirkte verträumt und nachdenklich, ein unerwarteter Kontrast zu ihrer sonstigen energischen und humorvollen Art.

Dann schien sie wieder sie selbst zu werden und stand auf. »Das hat Molly gut gemacht«, sagte sie noch einmal und Mollys Schwanz pochte zweimal auf den Boden. »Ich sehe nachher noch mal nach dir. Ruh dich aus.« Noch ein Pochen.

Auch ich stand aus dem Stroh auf und wir gingen zu dritt wieder hinaus in die Kälte. River blieb in der Küche, um eine Brühe für Molly zuzubereiten, und Reyn und ich verzogen uns nach oben. Die Welpen zu sehen, hatte mich in eine merkwürdige Stimmung versetzt – fast wünschte ich, ich hätte sie nicht gesehen.

»Ich hatte immer Kampfhunde.« Reynolds Stimme klang gedämpft, als wir die Treppe hochgingen. »Halb Wolf, halb Mastiff. Ich habe sie hungrig gehalten, damit sie angriffslustig waren. Dann schickte ich sie voraus und erledigte anschließend, was noch übrig war.«

Er erinnerte mich mit Absicht an seine Zeit als Berserker und die Wut darüber brachte mein Blut zum Kochen. Ich machte den Mund auf, um ihm etwas Bissiges, Verächtliches an den Kopf zu werfen – aber dann bremste ich mich. Wieso erzählte er mir das? Wollte er mir zeigen, wie weit er es gebracht hatte?

»Fehlt es dir?«, fragte ich. »Das Kämpfen, der Krieg, die Eroberungen?« Das war nicht bissig gemeint. Ausnahmsweise.

Wir blieben vor meiner Tür stehen. Der Flur war fast dunkel, nur ein paar kleine Lämpchen dicht über dem Boden spendeten ein mattes Licht. Es war still, nichts regte sich – ich konnte die ruhigen Muster der Schlafenden spüren.

Ein kaum wahrnehmbarer Anflug von Emotionen huschte über Reyns Gesicht mit den hohen Wangenknochen und mandelförmigen Augen in der Farbe von Altgold. Ich fragte mich, ob er mich anlügen würde.

Doch er sah weg, als würde er sich schämen. »Ja.« Er sprach so leise, dass ich mich zu ihm beugen musste, um ihn zu verstehen. »Das ist es, was ich gelernt habe. Was ich am besten kann.« Er sah mich nicht an.

Ich stieg ein kleines Stückchen von meinem hohen Ross der Vorurteile runter.

»Wie lange ist es her?«, fragte ich.

Sein Blick traf kurz meinen, huschte aber schnell wieder weg. »Seit ich den Führungsanspruch über meinen Clan aufgegeben habe, dreihundertacht Jahre. Seitdem kein Morden und Brandschatzen mehr. Aber Krieg? Kämpfen? Zuletzt im Zweiten Weltkrieg.«

Anscheinend war mir meine Verblüffung anzusehen, denn Reyn wendete sich ab und ich konnte sehen, wie er rot wurde. »Jedenfalls dachte ich, du würdest die Welpen gern sehen.«

»Komme ich dir wirklich vor wie ein Mädchen, das auf Welpen steht?« Nachdem ich mich in den letzten paar Monaten so verändert hatte, wusste ich wirklich nicht mehr, wie andere mich sahen.

Reyn fuhr sich über die Bartstoppeln. »Nein«, sagte er

schließlich. »Nein. Keine Welpen, keine Häschen, keine Babys. Aber du musst das nicht alles aufgeben, weißt du.«

Alles klar, Zeit für mich, diese Diskussion zu verlassen. Ich griff nach meinem Türknauf, aber Reyns harte, warme Hand hielt mich auf. »Die meisten von uns wollen so etwas nicht haben«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Wir wollen keine Liebhaber, Kinder, Pferde haben. Kein Heim. Weil wir schon so viele verloren haben. Aber das alles aufzugeben bedeutet, dass die Zeit *gewonnen* hat – dass die Zeit dich geschlagen hat. Ich denke ... ich könnte jetzt bereit sein, den Kampf gegen die Zeit wieder aufzunehmen. Vielleicht bin ich jetzt stark genug, um eine Chance zu haben.«

Reyn war normalerweise eher der schweigsame Typ. Aber das war fast ein Roman gewesen. Und es hatte viel über ihn verraten. Hatte er getrunken? Ich konnte keines der verräterischen Anzeichen dafür erkennen.

Mein Gehirn verarbeitete hastig, was er gesagt hatte, und wick elegant allen potenziell verfänglichen Bedeutungen seiner Worte aus. Ich hatte Panik vor dem, was er als Nächstes sagen würde.

»Dann ... willst du dir also einen Hund anschaffen?«, fragte ich und entschied mich damit für die am wenigsten gruselige Option.

Er sah müde aus. Ihm in die Augen zu sehen, tat schon fast weh, aber ich würde ganz sicher nicht zuerst blinzeln. Er hob die Hand und ich schaffte es, nicht zurückzuzucken. Mit dem Finger strich er mir von der Schläfe bis zum Kinn, fast so, wie River den mickrigen Welpen gestreichelt hatte.

»Gute Nacht«, sagte er.